

**Zeitschrift:** Wissen und Leben  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 26 (1923-1924)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Die deutschen Eidgenossen und die deutsche Nation  
**Autor:** Weilenmann, Hermann  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-748386>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Marcellus klammerte sich an das letzte Wort. Hielt er dies nicht fest, dann war er rettungslos komisch. Er hatte die Situation sofort begriffen: Er verwandelte den Plebejer im Scharlachmantel des römischen Imperators in den entsagenden Menschenfreund. Er wurde der edle Skythe Thoas in Goethes Iphigenie.

Geht, sagte er mit königlicher Wehmut, geht und seid glücklich. Ich werde alle Schuld auf mich nehmen.

Da trat der fremde Mann an ihn heran und streckte ihm die Hand entgegen: Sie verweigerten Ihrem Vorgänger die Hand, geben Sie sie Ihrem Nachfolger. Ich kenne Ihre Frau erst seit vierzehn Tagen.

Aber nun war Marcelli Ölingers Konzept völlig verwirrt. Die letzte und einzige glaubwürdige Pose seines Lebens war zerstört durch diesen ... Lumpppppp.

Sein Mund quoll auf, wie voll heißen Leims, ehe er dieses Wort hinausspuckte.

GUSTAV WETHLI



## DIE DEUTSCHEN EIDGENOSSEN UND DIE DEUTSCHE NATION<sup>1)</sup>

Schon bloße Mundarten, in denen die Erinnerung an die selbe Heimat verborgen liegen, vermögen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu erzeugen; Kultursprachen aber schaffen ein Gemeinschaftsbewusstsein, das für das Werden und Vergehen ganzer Staaten und Völker von entscheidender Bedeutung sein kann. Verbreiten doch die Schrift wie die mündliche Überlieferung Ansichten und Lehren, die innerhalb eines Sprachgebietes auftauchen, ohne viel von Grenzpfählen aufgehalten zu werden, im ganzen Sprachbereich und erziehen dadurch gleichsam alle zu einer ähnlichen Denkart und Willensrichtung. Schrift und Rede vermitteln die Elemente gleicher Anschauung und schaffen eine Kultur, deren Verbreitung über die Sprachgrenzen hinaus aufs äußerste erschwert ist, wie trotz aller Erleichterung der Übermittlung selbst heute noch alltäglich zu erkennen ist.

<sup>1)</sup> Aus einem in Vorbereitung stehenden Buch: *Die Vielsprachige Schweiz*.

Den Eidgenossen war die deutsche Art und Sprache um so wichtiger, als sie von Anfang an mit Fremdsprachigen in Berührung kamen — im Westen, Süden und Osten stießen die acht Orte an romanische Länder — die Abwehr der Armagnaken, die oberitalienischen Streitigkeiten und endlich die Burgunderkriege, die sie aus ihren provinziellen Bindungen für immer herausrissen, ließen sie ihres Deutschtums froh werden. Noch mehr als im Innern des Reiches bestanden in der alten Eidgenossenschaft die Voraussetzungen eines auf die Sprache begründeten Kultur- und Gemeinschaftsbewusstseins; tatsächlich ist auch die deutsche Sprache nirgends früher und sicherer in staatlichen Dingen angewandt worden als in der Schweiz.

Der Schwabenkrieg war eine rein politische Angelegenheit und hatte damit nichts zu schaffen. Die Eidgenossen wollten nur ihr Leben bis ins letzte nach eigenem Ermessen führen; da sie konsequent an der Idee festhielten, um derenwillen sie sich einst von Österreich frei gemacht hatten, konnten sie nicht Untertanen des habsburgisch gewordenen Reiches bleiben. Ihre altertümlichen Ansichten von Gemeindehoheit und Volksherrschaft passten nicht mehr in die Monarchie und Adels Herrlichkeit Europas.

Am einfachsten fasste Kaiser Maximilian selbst das Wesen des Streites, als er die Notwendigkeit eines raschen Friedensschlusses mit der Gefahr begründete, die in den eidgenössischen Bünden alle Fürsten und Herren bedrohe: „Denn sonst möchten sich die Eidgenossen zu aller deutschen Landen Regierern machen, so dass weder Kaiser noch König mehr nötig wäre“. Der selbe Gedanke war in einem Lied ausgedrückt, das zu dieser Zeit in Deutschland gesungen wurde:

„tun uns die Swizer jetzt ein widerstand,  
so werden sie zwingen alle Land,  
den adel gar vertringen.“

Und wieder wurde die natürliche Gemeinschaft der Eidgenossen mit allen unterdrückten Bauern hervorgehoben:

„Der mainaiden puren fint man gnüg,  
si verlassend wib und kind, ross, kü,  
und tünd zû Schwizeren loufen,  
dass si mit ir verretri  
tetend ir herren verkoufen.“

Die Trennung konnte nicht verhindert werden. Vergeblich hatte der Kaiser noch in letzter Stunde nach bessern Waffen greifen und die Schweizer durch die Anerkennung als die „höchsten der Untertanen im heiligen römischen Reich“ an sich ziehen wollen. Seine Macht reichte nicht mehr über den Rhein, wenn auch erst im Westfälischen Frieden die Tatsache der Lostrennung rechtlich besiegelt wurde.

Aber die Eidgenossen blieben gleich den Leuten im Reich, die sich der Autorität des Kaisers und der im Reichstag versammelten Fürsten beugten, und nicht weniger als diese, Deutsche. Wenn sie ihre politischen Anschauungen, dazu die wirtschaftlichen Sonderinteressen der Söldnerei, ihre eigenen Wege gehen hießen, schloss sie doch die Einheit der Kultur an Oberdeutschland. Solange die deutsche Sprache, von Blut und Geist wahrhaft schöpferischer Menschen erfüllt, wie mit Blütenstaub geschwängelter Wind lebendige Keime über die politische Grenze trug, blieben die Schweizer Teil der deutschen Nation.

Der Begriff „Deutsche Nation“ hatte doppelte Bedeutung. Einerseits umfasste er die Glieder des eigentlichen Reiches zum Unterschied von den Bewohnern der faktisch abgespalteten Gebiete, wie Savoyens, Mailands und nun der eidgenössischen Orte; insofern rechneten sich auch reichstreue Romanen zur deutschen Nation des heiligen römischen Reiches. Aber in anderm und nicht weniger wahren Sinne bezeichnete die deutsche Nation nach ursprünglichem Sprachgebrauch die Gesamtheit der Deutschsprechenden, das ist die ganze deutsche Sprachgemeinschaft, sie schloß die Deutschen auf beiden Ufern des Rheines in sich und hielt sie trotz der politischen Trennung Seite an Seite.

Im Ausland wurde der Krieg von 1499 gleichsam als ein Bruderkrieg betrachtet: der mailändische Botschafter, der den Frieden zu vermitteln suchte, wies ganz besonders darauf hin, wie dem Herzog dieser Streit zwischen Völkern gleicher Zunge leid tue. Die Ausbrüche des Hasses, die Tiefe der eben erst geschlagenen Wunden hielten den Reichstag nicht ab, schon im Jahre 1500 die Orte wieder aufzufordern, sich mit „usslendigen Herren frömbder Zungen (d. h. mit Frankreich) wider das heilig Rich nit zu verbinden“; die kaiserlichen Räte

legten ihnen nahe, ihre Söldner lieber dem römischen als dem französischen König zulaufen zu lassen „als dem, der tüscher nacion mehr geneigt sye, denn die weltschen“. Maximilian selbst wollte nun alles Versäumte nachholen und versprach, um sie von Frankreich wegzulocken, wie früher Louis XI., er wolle „vast ein guter aidgnoss sin“. Immer wieder wurde die „natürliche Verwandtschaft“ angerufen, die alle Deutschen geeinigt vor die anderen Völker stelle.

Wenn auch die Schweizer ihre praktischen Bedürfnisse von altersher höher bewerteten als schöne Worte, und ihre Aufmerksamkeit besonders darauf richteten, auf welche Weise sie am besten Geld verdienen konnten, vermochten sie sich diesen Appellen nicht zu entziehen. Am überraschendsten zeigte sich ihre wahre Gesinnung, als ihr Verbündeter, der König von Frankreich, der doch ihr Brotgeber war und ihre Söldner kaufte, nach Maximilians Tod römischer Kaiser werden wollte.

Sich selbst laut als treue Deutsche und Freunde des heiligen Reiches bezeichnend, sandten sie damals beschwörende Schreiben an Papst und Kurfürsten, an die Könige von Spanien und selbst von Frankreich, einmütig in der Anschauung, dass „das heilig römisch rich, gemeiner unser eidgenossenschaft billichen nit mag noch kan erliden, das solich keyserlich kron und ere, die wol hundert jar der tütschen nation zugestanden und nit mit kleinem blutvergießen zu handen derselben erobert ist, in der franzosen und welschen hende und gewalt solle kommen“. Dem König von Spanien-Österreich versicherten sie, wenn irgendein Fürst das Reich bedrängen würde und die Kurfürsten an der freien Wahl hinderte, so wollten sie „als Liebhaber der Deutschen Nation und des heiligen Reiches“ zusammentreten und sich als fromme Eidgenossen, nämlich als tapfere Soldaten, zeigen.

Aber François I. konnte auf ihre Mahnung antworten, wenn ihnen so viel daran liege, dass der Kaiser ein Deutscher sei, dann möchten sie doch dafür sorgen, dass auch der Spanier nicht gewählt werde, „der ebenso ein Welscher sei wie er“. In der Tat war es mit dem Deutschtum Karls V., des Königs von Kastilien und Aragon, nicht weit her; Herr über Unter-

tanen vieler Nationen, unterließ er es, auf den Zusammenhang der Deutschsprechenden besonders acht zu geben.

In den ersten Jahren seiner Regierung bat er zwar noch etwa nach den alten Formeln, die Schweizer möchten sich „als tütsche glider, ouch verwandte des heil. röm. Rychs“ nicht absondern, bald brauchte er diese Argumente nicht mehr, sondern stellte ihnen die Frage, ob es denn mit ihrer Ehre und der Wohlfahrt ihres Vaterlandes verträglich sei, wenn sie den Franzosen ihre Leute zur Verfügung stellten, oder er brachte vor, von Frankreich komme ihnen das größte Unglück, „könnte denn der König sie auf andere Weise mehr schädigen, als wenn er ihnen so manchen tapferen, redlichen Mann als Söldner wegnehme“. Später suchte er sie auch „zur Rettung des christlichen Blutes“ gegen die Franzosen, die mit den Türken in Verbindung standen, aufzureizen. Von ihrer natürlichen Zugehörigkeit zur deutschen Sprachgemeinschaft sagte der Kaiser nichts mehr. Sie selbst wollten mit einem Spanier und Autokraten, als den sie ihn bald erkannten, nichts gemeinsam haben.

Die Verbindung mit den Sprachgenossen in Deutschland blieb trotz allem lebendig. Immer noch riefen die Reichstände die Eidgenossen als „Eingesessene der deutschen Nation“ an oder nannten sie rühmend „fromme geborene Deutsche und nicht das geringste Glied dieser Nation“. Die frühern Reichsstädte in der Schweiz behielten auch, auf ihre Vergangenheit stolz, den Reichsadler über den Toren.

Als vollends die Verfassungs- und Religionskriege des 16. Jahrhunderts den Anschein erweckten, das Reich selbst wolle sich vom Kaiser lösen und baue sich aus eigener Kraft zu einer neuen, wirklich deutschen, wirklich nationalen Macht aus, empfanden die Eidgenossen, vor allem natürlich die evangelischen — die katholischen hielten sich beiseite —, die Angelegenheiten aller Deutschsprechenden so sehr als ihre eigenen, dass sie Karl V. zu einer Rechtfertigung seiner Angriffe auf die deutsche Nation veranlassten! Mit freudigsten Erwartungen erfüllt, erlebten sie die Festigung und Erneuerung des Reichsgedankens mit und vergaßen dabei die politische Trennung, nannten Deutschland wieder „unser gemein Vater-

land“. Nun nähmen die Fürsten und Reichsstädte die Eidgenossen zum Vorbild, erklärte einmal Bern, denn wie die Schweizer wollten sie zur Freiheit vom Kaiser gelangen; würden sie besiegt, so sei es nicht nur um das gemeinsame Vaterland und die Freiheiten der deutschen Nation, sondern auch um die Eidgenossenschaft „so darin vergriffen ist“, geschehen.

Ihre Hoffnungen wurden enttäuscht, nicht ein geeinigtes und volkstümliches starkes Deutschland ging aus den Kämpfen hervor, im Gegenteil, das Reich und selbst die deutsche Nation zerfielen, die Sprachgemeinschaft löste sich auf.

Schon die Konzentration der Geister auf die konfessionellen Streitpunkte hatte seit der Reformation die Einheit des deutschen Volkes gelockert; durch die Zersplitterung des Reiches in faktisch unabhängige Fürstentümer verlor die nationale Bindung noch weiter an Bedeutung; die werteschaaffenden Ideen, welche die Gemeinschaft der Deutschsprechenden hätten aufrechterhalten können, versickerten in theologischen Schmäh-schriften.

Eine Nation besteht allein im Bewusstsein und Willen des Volkes. Der Wille zur Nation ging nun in Sonderwillen auf, und das Bewusstsein, dass alle Deutschsprechenden zusammengehörten, verlor sich; die Einheit der deutschen Nation wurde zum leeren Wort. Zwischen den Deutschen im Reich und den Eidgenossen, die das einigende Band der politischen Zusammengehörigkeit als erste zerrissen hatten und ohnehin über manche entscheidende Dinge besonderer Meinung waren, konnte seither kein innerer Zusammenhang mehr bestehen.

Damit fand die längst begonnene Entwicklung zur äußersten Selbständigkeit ihren Abschluss. Obschon die Eidgenossen an ihrer deutschen Sprache unentwegt festhielten, waren sie kulturell und national unabhängig geworden, in jeder Beziehung nur auf sich selbst gestellt. Seit sie die verworrenen Verhältnisse im Reich nicht mehr anlocken konnten, und sogar die Konfession sie eigene Wege gehen hieß, da die lutherischen Deutschen sich auch von den reformierten, nicht nur von den katholischen Schweizern abschlossen, wuchs sich die staatliche Grenze zur Kulturgrenze aus. Links des Rheines war gleichsam

ein neues Deutschland entstanden, mitten in Europa hatte sich ein neues Volk gebildet, und schon 1521 sprach der Papst, dann auch die andern Herrscher, von der neuen „wohlhergekommenen edeln Nation der Eidgenossen“. Die Trennung war vollkommen, die Deutschen waren für die Schweizer „fremdes Volk“ geworden.

ZÜRICH

HERMANN WEILENMANN



## VOLK UND FÜHRER.

Der biologischen Jugendlichkeit des deutschen Volkes ist es zuzuschreiben, dass es allezeit mehr als andere Völker nach Führung verlangt. Es strebt, die Verantwortung für sich selber auf ein Gewissen zu legen, dem es Kraft und Mächtigkeit zuschreiben kann, seine, des ganzen Volkes, Entwicklung zu schirmen. Unter der Hut des Führergewissens will das Volk den starken inneren Entwicklungstrieben nachleben. So will der Jüngling, der bewusst und unbewusst vor allem seiner Entwicklung lebt, während er eine Hand über sich weiß, die schon zur rechten Zeit fürsorglich hemmend oder fördernd eingreifen wird.

Aber die Not des deutschen Volkes lässt sein Verlangen über den stetigen Entwicklungsgang hinaus Schwirren, kein Wunder, dass es darüber taumelnd wird und seinen Blick für die Natur der Dinge verliert, der in Notzeiten doppelt fest und sicher sein sollte. Wer immer nur eine Form hat oder eine Gestalt findet, die über das Individuelle in das Allgemeine zu greifen scheint, dem flackert der Blick des Volkes zu: Vielleicht ist *da* der Führer aus unserer Not! Niemand besinnt sich darüber, was eigentlich Führer und Führerschaft im volksbiologischen Sinne bedeutet.

Durch einen rationalistischen Geschichtsunterricht und eine rationalistische Ethik und Philosophie ist dem deutschen Volke auf Schritt und Tritt dicht eingeblasen worden: Alle historischen Ereignisse sind Emanationen der großen historischen Persönlichkeiten, alles Recht und Zurechtfinden fließt aus den Denkerköpfen, unsere Sprache ist ein Werk der Sprachschöpfer, die